

(Nachdruck verboten.)

46]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Was für dunkle Dramen spielen sich nicht täglich in solchen Tiergärten ab. Die Ziege wird wehrlos, an allen Gliedern zitternd und kläglich meckernd, in den Zwinger des Panthers gebracht, der seine Laken und seinen Rachen in die blutigen Eingeweide des Opfers einbohrt. Die armen Kaninchen, den würzigen Fluren entrissen, werden lebendig den häßlichen Schlangen vorgeworfen. Und reden wir nicht von den graufamen Treib- und Jagden, vom Taubenschießen, vom Vogelstellen, von den Vorführungen der Tierbändiger und den Darbietungen der Akrobaten und anderer Zirkuskünstler!

Das alles läßt man gelten und ereifert sich über die spanische Grausamkeit, die darin besteht, daß mutige und geschickte Männer, nach bestimmten, schwer einzuhaltenden Regeln, gewaltige und furchtbare Bestien töten, im Lichte der Sonne, bei hellem Himmel, in Gegenwart einer lärmenden, vielfarbigen Menge, die die durch den Anblick der Gefahr gebotene Aufregung mit dem Reiz malerischer Schönheit verbindet. . . . Wahrhaftig! . . . Man beschimpft uns, weil wir wenig gelten," sagte Ruiz im Aerger über das, was er eine universelle Ungerechtigkeit nannte. "Die Welt ist wie ein Affe, der die Gebärden und Vergnügungen dessen annimmt, dem er wie einem Herrn folgt. Gegenwärtig ist England oben, und auf beiden Welthalbkugeln sind die Pferderennen Mode. Die wirklichen Stiergefechte kamen sehr spät auf, als der politische Verfall schon weit fortgeschritten war. Wenn sie zu Zeiten Philipps II. dieselbe Bedeutung gehabt hätten wie heute, so würden Stierzirkusse noch in vielen Ländern Europas bestehen. . . . Man rede mir nicht von den Ausländern! Ich bewundere sie, weil sie Staatsumwälzungen hervorgebracht haben, und weil wir ihnen auf geistigem Gebiet vieles verdanken, aber in Betreff der Stiergefechte, wahrhaftig, schwächen sie nichts als Unsinn!"

In seiner Aufwallung warf der Doktor in blindem Fanatismus ohne Unterschied alle Völker in einen Topf, weil alle das spanische Nationalchauspiel verabscheuen und zugleich andere blutige Spiele beibehalten, die sich nicht einmal mit dem Vorwand des ästhetisch Schönen rechtfertigen lassen.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Sevilla reiste der Doktor nach Madrid zurück. "So, mein braver Bursche," sagte er zum Kranken, "Du hast mich nicht mehr nötig, und ich habe viel zu tun. Nur keine Unvorsichtigkeiten! In zwei Monaten bist Du wieder gesund und stark. Es ist wohl möglich, daß ein wenig Schwäche im Bein zurückbleibt, aber das macht nichts aus. Du hast eine eiserne Natur und wirst alles glücklich überwinden."

Die Heilung Gallardos nahm tatsächlich die von Ruiz vorausgesagte Zeit in Anspruch. Als nach einem Monat das Bein aus seiner gezwungenen unbeweglichen Lage befreit war, konnte der geschwächte, ein wenig hinkende Stierfechter sich in einem Sessel im Patio niederlassen, wo er die Besuche seiner Freunde empfing.

Während seiner Krankheit, als er von Fieber ergriffen und in dumpfes Brüten versunken war, hatte ihm inmitten seiner irren Gedanken ein Bild unwandelbar vorgeschwebt. Es war die Erinnerung an Donna Sol. Ob dieses Weib wohl von seinem Unglück wußte? . . .

Als er noch bettlägerig war und sich eines Tages mit seinem Verwalter allein befand, nahm er sich ein Herz und befragte ihn darüber.

"Zawohl," sagte Don José, "sie hat sich Deiner erinnert und mir drei Tage nach dem Unglücksfall ein Telegramm aus Nizza geschickt, worin sie sich nach Deiner Gesundheit erkundigte. Ohne Zweifel hat sie es durch die Zeitungen erfahren, die überall von Dir gesprochen haben, als wärest Du eine fürsichtige Person."

Der Verwalter hatte das Telegramm beantwortet und dann nichts weiter von ihr erfahren.

Gallardo zeigte sich von dieser Nachricht während einiger Tage befriedigt, aber nachher fragte er neuerdings mit der Nachdrücklichkeit eines Kranken, der sich einbildet, daß die ganze Welt von seinem Gesundheitszustand abhängig sei. Hatte sie nicht geschrieben, sich nicht weiter nach ihm erkundigt? . . . Der Verwalter suchte das Stillschweigen von Donna Sol zu entschuldigen und den Stierfechter zu trösten. Er dürfe nicht vergessen, daß die Dame stets auf Reisen sei. Wer weiß, wo sie sich in diesem Augenblick befindet? . . .

Aber die Niedergeschlagenheit des Stierfechters über dieses vermeintliche Vergessen zwang Don José, zu einer Notlüge Zuflucht zu nehmen. Er habe einige Tage zuvor einen kurzen Brief aus Italien erhalten, worin Donna Sol ihn angelegentlich um Nachricht über den Verwundeten bat.

"Zeigt ihn her," sagte der Matador heftig.

Da der Verwalter sich mit dem Vorwand entschuldigte, ihn zu Hause liegen gelassen zu haben, bat Gallardo dringend um dieses Zeichen des Anteils. "Bringt ihn her; ich würde so gern ihre Handschrift sehen, um mich zu überzeugen, daß sie an mich gedacht hat! . . ."

Um neue Verwickelungen zu vermeiden, fuhr Don José fort, einen Briefwechsel zu erfinden, der, da er an einen anderen gerichtet sei, nicht in seine Hände gelange. Er behauptete, Donna Sol schreibe an den Marquis in ihren Vermögensangelegenheiten, und am Schluß jedes Briefes erkundige sie sich nach dem Befinden Gallardos. Wieder andere Male seien die Briefe an einen ihrer Vettern gerichtet, mit ähnlichen Fragen über den Stierfechter.

Gallardo nahm diese Nachrichten hocherfreut auf, aber gleichzeitig schüttelte er zweifelnd den Kopf. Wann werde er sie wiedersehen? . . . Sei es überhaupt möglich? . . . Wie eigenwillig doch diese Frau war, so ohne Grund davonzulaufen!

"Du tätest besser," sagte der Verwalter, "Dich ein wenig um Deine Geschäfte, anstatt um Weiber zu kümmern. Du bist nun aus dem Bett heraus und fast ganz wiederhergestellt. Wie steht es mit Deinen Körperkräften? Soll das Stierfechten wieder losgehen oder nicht? Du hast den ganzen übrigen Winter vor Dir, um Dich vollständig zu erholen. Sollen neue Kontrakte abgeschlossen werden, oder verzichst Du dieses Jahr auf Engagements?"

Gallardo erhob stolz den Kopf, als würde ihm ein entehrender Vorschlag gemacht. Auf's Stierfechten verzichten! Ein Jahr vorübergehen lassen, ohne daß man ihn in der Arena sähe! . . . Würde das Publikum sich an eine derartige Abwesenheit gewöhnen können? . . .

"Rehmt nur immer Engagements an, Don José. Von hier bis zum Frühjahr ist es genug Zeit zur Erholung. Ich akzeptiere, was man mir immer vorschlägt. Ihr könnt Euch für das Stiergefecht am Oster Sonntag verpflichten. Es scheint, daß das Bein mir noch zu schaffen macht, aber bis dorthin werde ich, wenn Gott will, wieder stark wie Eisen sein."

Zwei Monate brauchte der Stierfechter, bis er sich wieder kräftig fühlte. Er hinkte noch ein wenig, und seine Arme hatten ihre Gelenkigkeit noch nicht ganz wiedergewonnen, aber er schenkte diesen Uebelständen keine weitere Beachtung, da er sah, daß sein Körper die Vollkraft der Gesundheit wiedererlangte.

Wenn er sich allein befand, nahm er vor einem Spiegel Aufstellung und machte von der Seite Bewegungen, als stünde er vor einem Stier, indem er einen Arm kreuzweise über den anderen legte, als hätte er Degen und Tuch in den Händen. Drauf! Ein Stoß dem unsichtbaren Stiere! Bis zum Degengriff! . . . Und er lächelte befriedigt, indem er an die Enttäuschung seiner Gegner dachte, die, sobald er vom Stier erfasst wurde, seinen sofortigen Verfall vorausgesagt hatten!

Die Zeit wurde ihm lang, bis er sich in der Arena sah. Er sehnte sich, mit der Ungebild eines Anfängers, nach Verfall, nach den Zurufen der Menge, als hätte sein letzter Unfall seine frühere Laufbahn verhängt, als ob der frühere Gallardo ein anderer geworden wäre, der jetzt von neuem zu beginnen hätte.

Um sich zu kräftigen, beschloß er, den Rest des Winters mit seiner Familie in La Rinconada zu verbringen. Die Jagd und ausgedehnte Ausflüge würden sein geschwächtes Bein

stärken. Er werde zudem ausreifen, um die Feldarbeiten zu überwachen, die Ziegen- und Schweineherden, die Kühe und Pferde auf der Weide in Augenschein zu nehmen. Die Verwaltung des Gutes ließ genug zu wünschen übrig. Alles kostete ihm mehr als anderen Gutsbesitzern, und der Ertrag war gering. Es war eben die Besingung eines Stierfuchters, eines an Großmut gewöhnten Mannes, der große Summen verdiente, ohne die Einschränkungen der Sparsamkeit zu kennen. Seine Reisen während eines Teils des Jahres, und das letzte Unglück mit seinen Begleitererscheinungen von Schrecken und Unordnung im Hause hatten einige Zerrüttung in seine Finanzen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Sara.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Stjoldborg. — Verehrte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

Sara lehnt sich zurück. Ihr zwitscherndes Lachen steigt zur Decke empor.

Die anderen werden jetzt auch aufmerksam und lachen. Paul schaut, gleichsam erwachend, umher und gönnt sich eine kleine Pause.

Sara beugt sich fröhlich über ihn und küßt seine roten Waden. „Ja, du hast recht, Paul!“ nickt der Vater ermunternd, „man muß die Gelegenheit wahrnehmen, he, he!“

Der festliche Nachmittagskaffee ist schon weit vorgekommen. Jakob hat den zweiten Kaffeeportion zu sich genommen, und sein Nasenrücken schimmert bereits rötlich. Da steht er auf mit der Miene eines Menschen, der etwas weiß, das die anderen nicht wissen. Ganz langsam geht er auf das Bett zu und streckt die Hand nach dem darüber befindlichen Wort aus.

„Kennst ihr diese beiden Kerle hier, he, he?“ sagt er und zeigt eine Photographie vor.

„Ach nein, doch — das sind ja Hans und Sören aus Amerika!“ ruft Sara erfreut.

„Laß mich sehen! Laß mich sehen!“ Der Kleine Paul krabbelt eifrig hoch.

Sie stehen in dichtem Haufen beieinander, um das Bild so recht in sich aufzunehmen. Jakob steht daneben mit lächelndem Munde und schaut überlegen zu; er hat während der letzten acht Abende nichts weiter getan als diese Bilder betrachtet; er kennt sie also.

Sara hält sich die Photographie dicht vor die Augen. „Sie sehen gut aus! Und so nett gekleidet!“

„Ja, das tun sie! Sie sehen gut aus!“ nickt der Vater. „Aber sie verdienen auch monatlich sechzig Dollar!“ Jakob Weidenhäusler spudt drei Ellen weit in die Stube hinein. „Und dazu die Kost — alle beidel!“

„Das wär doch des Teufels!“ ruft nun Peter völlig wach.

Aber Jakob hat noch eine Ueberraschung. Er hält etwas in der Hand hinterm Rücken. Weinend lacht er selber laut auf vor Vergnügen, als er noch eine Photographie herberholt.

„Ob ihr den wohl schon mal gesehen habt, he, he?“

„Ach, das ist ja Anders.“ ruft Jens, „und in Uniform!“

„Ja, das ist er, und so leibhaftig, als wenn wir ihn hier lebend vor uns sähen!“

Sinen Augenblick herrscht tiefes Schweigen.

Dann sagt die Mutter: „Sieh, wie stolz er dasteht!“

„Ja, das hat er von Dir, Mutter!“ Jakob ist ganz aufgeräumt. „Du hast immer die Nase sehr hoch getragen — he, he!“

„Ach Du —“ Dort wippt den Kopf in den Nacken. „Aber er ist doch ein prächtiger Soldat!“

„Das ist er!“

Jens ist ganz begeistert von dem Bild: „Welch prächtige Kleider!“

„Ja, es ist 'ne nette Uniform!“

„Was ist er jetzt, Vater?“

„Er ist Konstabler, mein Junge!“ antwortet Jakob in feierlichem Tone, als sei das etwas, worüber man nur mit dem größten Respekt reden dürfe.

Sara dreht die Bilder in den Händen: „Jetzt wollt ihr sie wohl einrahmen!“

„Ja, das wollen wir, mein Kind! Und dann haben Mutter und ich abgemacht, daß sie da hängen sollen!“ Jakob zeigte auf den braun angestrichenen Balken, der quer über die Decke und dann am Kopfende des Bettes hinunterläuft. „Das muß sehr gut aussehen!“ Jakob laut nachdenklich seinen Tabak.

Anine fügt hinzu, sie werde schon ein paar nette Rahmen besorgen.

Und Dorta Weidenhäusler schließt: „Ja, man sieht doch, daß sie ihre Eltern nicht vergessen haben, wenn sie auch da draußen in der weiten Welt sind!“

„Da hast du recht, Mutter.“

Jakobs Seele zittert in der Stimme, als er hinzufügt: „Und laßt mich sehen, Kinderchen, daß das auch in Zukunft so bleibt.“ Ein paar Stunden sind schnell vergangen, und der Augenblick des Abschieds rückt heran: die schwere Stunde für Jakob und Dorta.

Sie gehen fort, einer nach dem anderen und werden zur Türe geleitet unter endlosen Ermahnungen. Und je mehr gehen, um so trauriger werden die Eltern.

Wiederum müssen sie ja die Kinder hinauslassen auf die wunderbar verschlungenen Wege des Lebens. Und das Leben ist so zerbrechlich, namentlich für die Kinder armer Leute, das wissen sie. Zulezt geht Sara.

— „Sag?“ fragt die Mutter, „warum bleibst du eigentlich nicht auf deinem guten Platz?“

Sara gibt eine etwas stotternde Antwort: Es wäre doch am Ende ganz gut, mal zu wechseln und dergleichen; daß die Besitziger von Wiesenhof sehr fortschrittlich seien, sodas man dort viel lernen könne, und daß der Sohn, der sie gemietet, so ein netter und flinker Mensch sei.

„Ich sage dir nur, nimm dich in acht!“ Die Mutter sieht die Tochter scharf an.

„Ja, um Gotteswillen, Sarachen!“ fügt der Vater hinzu.

Sara aber lächelt nur, und ihre Augen strahlen in wunderbarem Glanz.

Sie nimmt Abschied. Leichten Fußes schreitet sie den Berg hinan; ein paar mal lehrt sie sich um und winkt den Eltern zu, die in der Türe stehen und zurückwinken.

Die Mutter hält die Hände unter der Schürze und schüttelt sich, als fröre sie: „Ach du lieber Gott, solch ein kleines, junges, unschuldigtes Menschenkind, und das soll nun hinaus in die Welt!“ Zwei Tränen tropfen herab auf ihre Wangen.

„Ja, Herrgott, halte Deine Hände über sie!“ sagt der Vater still.

Ihre Augen folgen Sara unentwegt, damit sie kein Zeichen geben soll, ohne Antwort zu erhalten.

Oben auf dem Berggründen winkt Sara zum Abschiedsgruß mit den Armen, und die beiden Alten winken zurück.

Jetzt sehen sie sie nicht mehr.

Die beiden Alten stehen noch eine Weile da. Dann untersuchen sie alle Fußsteige, die vom Weidenhäuschen aus strahlenförmig nach allen Richtungen hin auseinandergehen. Aber überall ist es leer. Sie wissen es nur zu gut.

Damit ist dieses Novemberfest zu Ende, und vor ihnen liegen wieder die grauen Tage eines ganzen Jahres.

Jakob und Dorta gehen still hinein in das alte Weidenhäuschen.

2.

Zu Saras Füßen breitet sich die Fjordlandschaft wie eine neue Welt, in die sie hineinschreitet. Unten im fruchtbaren Flachlande liegt das große Tor des Wiesenhofes und wartet auf den Klang ihrer Schritte. Dort soll sie also jetzt ihr Leben leben — in dem Geburtshofe von Anders . . .

Welch gute Augen er hatte — und wie er führen konnte beim Tanz, so spielend leicht durch all die anderen hindurch; stets konnte er sich herauswinden. Und wie zart er einen umfaßte . . . so merkwürdig, daß es einem gleichsam im Herzen wohlthat.

Sara lächelt, während sie gedankenvoll den Fußsteig hinaufschreitet, der sich in vielen Krümmungen den Berg hinunter schlängelt.

Das da ist also nun das Leben, das vor ihr liegt, das reiche, wunderbare Leben. Ihre Brust hebt sich, und sie atmet in kleinen, kurzen Stößen, wie ängstlich. Ihr Körper hat kein Gewicht, ihre Füße bewegen sich von selber; sie schwebt — — —

(Fortsetzung folgt.)

Beschworene Auslagen (Affidavits) von Albrecht Dürer Lucas und Tomas Whitburn, betreffend die flora-Büste.

London, 8. Juni.

In dem gestern ausgegebenen Juniheft des „Burlington Magazine“ veröffentlichten A. D. Lucas, der Sohn des Richard Codrle Lucas, und Tomas Whitburn, der Freund von Lucas sen. und Lucas jr., folgende Affidavits, die durch ihre genauen und klaren Angaben über die Urheberschaft der von Dr. Bode bei einem Londoner Kunsthändler gekauften Flora-Büste alle Zweifel und alle Anzweiflungen zu beseitigen geeignet sind. Die Affidavits lauten:

I.

Ich, Albert Dürer Lucas, 50 Padwell Road, Southampton, Künstler, Sohn von Richard Codrle Lucas, Bildhauer, der im Jahre 1800 in Salisbury geboren wurde und der im Jahre 1846 in Nottingham Place Nr. 40, London, wohnte, erkläre feierlich und aufrichtig:

1. Ich wurde im Jahre 1828 geboren, und ich wohnte im Jahre 1840 mit meinem Vater in Nottingham Place Nr. 40, London.
 2. Ich habe die Umstände, die die Flora-Büste betreffen, wohl in Erinnerung. Mr. Buchanan, ein wohlbekannter Londoner Kunsthändler, sandte meinem Vater durch Kapitän Verdmore ein Delbild, das er in Form einer Wachsbüste reproduziert zu haben wünschte. Dieses Bild (wobon ich damals eine kleine Kopie in Del machte, das noch in meinem Besitze ist und in letzter Zeit durch verschiedene illustrierte Blätter reproduziert wurde) wurde zu jener Zeit Leonardo da Vinci zugeschrieben (und jetzt einem Künstler der Leonardoschen Schule), befindet sich gegenwärtig, wie in endgültiger und autoritativer Weise ausgeforscht wurde, im Vasildon Park und wurde durch Miss Morrison, die Besizerin, zusammen mit verschiedenen Wachsarbeiten meines Vaters in den Monaten November, Dezember und Januar 1909 und 1910 in der Grafton-Galerie ausgestellt. Ich unterstützte meinen Vater bei der Herstellung des Tons für das Modell. Er verschaffte sich den Ton bei einer Töpferfirma in Lambeth (Süd-London).

3. Ich sah Richard Godle Lucas täglich bei der Arbeit an dem Tonmodell der Flora-Büste, und ich habe die vollständige und lebhafteste Erinnerung an die Umstände und Ereignisse, die sich auf die ganze Herstellung der Büste beziehen. Als das Tonmodell fertig war, half ich meinem Vater die Gipsform machen (in taking the plaster mould). Es war meines Vaters Gewohnheit, das Wachs, das er zum Gießen der Figuren brauchte, bei einem Wachslichtzieher oder sonstwo zu laufen in Form von Kerzenstumpfen, die dann geschmolzen und in die Gipsform gegossen wurden. Um die entsprechende Verteilung (proper distribution) des Wachses an die innere Oberfläche der Form zu erhalten, war es nötig, die Form zu drehen und hin und her zu schaukeln —: eine Aufgabe, die erhebliche Kraft und Sorgfalt erforderte und bei deren Ausführung ich ihm half. Als der Wachsabguß von der Gipsform abgenommen wurde, half ich meinem Vater, indem ich das Haar und die Blumen färbte; ebenso modellierte und färbte ich die Blumen für die rechte Hand, die neben der linken Brust der Figur ruhte.

4. Da Mr. Buchanan seinen Teil des Vertrages nicht ausführte, so blieb die Büste bei meinem Vater. Bald darauf verließ Buchanan England, und sein Bildervorrat wurde auf der Auktion bei Christie, Manson und Woods verkauft.

5. Die Büste wurde später nach dem Hause meines Vaters in Chilworth gebracht, wo sie als ein hervorragendes Kunstwerk in seinem Atelier viele Jahre stand.

6. Circa um das Jahr 1861 drapierte mein Vater die Figur, wie dies die Photographie zeigt, die er von ihr genommen und wie sie in letzter Zeit vielfach reproduziert wurde.

7. Nach dem Tode meines Vaters wurde das Haus im Jahre 1883 von einem Mr. Simpson gekauft, und ich zog mit der Büste und anderen Kunstarbeiten meines Vaters in mein Haus „Chilworth Grove“, das daneben stand, und ich lagerte die Sachen in einem Holzschuppen oder Nebengebäude.

8. Im Jahre 1888 kaufte Mr. Simpson auch mein Haus und stellte die Bedingung, ich sollte ihm alle größeren Gruppen und Figuren, einschließlich der Flora-Büste, ebenso eine größere Zahl kleinerer Werke und Wachsmedaillons überlassen. Ich ging auf diese Bedingung ein, und die Flora-Büste ging in den Besitz Simpsons über.

9. Ich war mit meines Vaters Geschäften vollständig vertraut und kannte alle Einzelheiten seiner Geschäftsverbindung mit Buchanan und jeden Vorgang bei der Produktion der Wachsbüste nach dem Vasildonbilde. Nie und unter keinen Umständen hat mein Vater die Büste zum Zwecke der Nachbildung oder der Restauration erhalten, ebensowenig wurde ihm die Wachsbüste zum Zwecke der Nachbildung anvertraut und ich sage in positiver Weise aus, daß das Tonmodell die eigene und ganze Handarbeit und Schöpfung meines Vaters war, das er nach dem Vasildonbilde herstellte.

10. Ich bin jetzt 81 Jahre alt; ich folge meinem Berufe als Künstler; ich befinde mich in guter Gesundheit, und ich habe die obenerwähnten Einzelheiten vollständig in Erinnerung, ebenso die Umstände, unter denen ich in London lebte, als mein Vater die Florabüste schuf.

11. Es war die Gewohnheit meines Vaters, die Formkerne seiner großen Wachswerke mit irgend einem Stoffe zu füllen, der gerade bei der Hand war, und ich war sicher, daß sich derartige Stoffe in der Florabüste finden werden, was sich auch später bestätigte.

12. Mr. Tomas Whitburn aus Guildford war mein Freund und Studienkollege in der Britisch-Museumsschule und ein regelmäßiger Besucher in unserem Hause. Er war als Freund der Familie betrachtet und durfte zu jeder Zeit mit mir ins Atelier meines Vaters kommen.

II.

Ich, Tomas Whitburn, aus Guildford in der Grafschaft Surrey, Künstler, Lektor über Kunst, Kurator der städtischen Bilder, erkläre feierlich und anfrichtig:

1. Im Jahre 1845 und mehrere Jahre nachher studierte ich Kunst in der Nationalgalerie und im Britischen Museum. Als ich im Jahre 1845 im Kupferstichsaal (print room) Zeichnungen von Raphael kopierte, traf ich dort zum erstenmal Richard Godle Lucas, der um jene Zeit damit beschäftigt war, die berühmten Dürerschen Delsteinstiche zu reproduzieren. Im folgenden Jahre arbeitete R. C. Lucas, von seinem

Sohne unterstützt, an den Parthenonmodellen, die von der Verwaltung des Britischen Museums angekauft wurden, und ich zeichnete die Parthenonfriese, die ich noch besitze; und da wir auf diese Weise zusammen an Werken von Phidias beschäftigt waren, wurden wir bekannt und bald intim.

2. R. C. Lucas wohnte damals in Nottingham Place. Er lud mich zu sich ein, dann besuchte ich ihn regelmäßig, oft blieb ich lange dort.

Um diese Zeit brachte Kapitän Verdmore, der in der Kaserne von Winchester Lehrer war, ein Delbild von dem bekannten Kunsthändler Buchanan, der es im Auftrage von Sir T. Baring verkaufen sollte, da Lady Baring gegen das Bild wegen dessen Nacktheit eingenommen war. Das Delbild wurde damals Leonardo da Vinci zugeschrieben. Das Bild wurde auf die Staffelei in R. C. Lucas' Atelier gestellt und wurde zum Original, nach welchem die Flora-Büste kopiert wurde. Ich kann mich genau erinnern, daß ich R. C. Lucas sah, wie er an dem Wachsabguß arbeitete, der von Buchanans Wille kopiert wurde, und die Erklärung, die er mir gab über den Grund Verdings, das Bild zu verkaufen, ist mir klar in Erinnerung. Ich bin ganz sicher (quite sure), daß die Wachsbüste ein Abguß war von einem Tonmodell, das von dem besagten R. C. Lucas gemacht wurde, und daß das Bild der einzige Gegenstand war, nach welchem er arbeitete. Im Atelier befand sich keine andere Büste und kein anderes Modell, die dem Bilde ähnlich gewesen wären, — weder zum Zwecke der Nachbildung, noch zum Zwecke der Restauration. Wären sie dort gewesen, so hätte ich sie sehen müssen. Ich sah dort, daß R. C. Lucas sowohl am Ton wie am Wachs lebensgroßer Büsten und anderer Werke arbeitete. Um diese Zeit machte er in Wachs einige betwundernswerte Kopien berühmter Bronzen des Britischen Museums, die er in höchst geschickter Weise — in Nachahmung der Originale — färbte. Zwei dieser Kopien kaufte Prinz Albert. (Diese Kopien der sogenannten „Bronzes of Siris“ befinden sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek des Schlosses zu Windsor. Redaktion des „Burlington Magazine“.)

3. Ich erinnere mich deutlich, daß ich Albert Dürer Lucas, der mein Studienkollege war, gesehen habe, wie er das Haar der Flora-Büste färbte.

4. Ich stand in den freundschaftlichsten Beziehungen zur Familie Lucas bis zum Frühjahr 1849, als ich nach Italien ging, wo ich bis zum Herbst 1851 verblieb und Malerei in Rom, Florenz und Venedig studierte. Nach meiner Rückkehr nahm ich die alte Bekanntschaft wieder auf. Um jene Zeit hatte R. C. Lucas London verlassen und wohnte in Otterbourne bei Winchester, etwa vier (englische) Meilen von Chilworth, wohin er später übersiedelte und wo er im Jahre 1888 starb. Die in Frage stehende Büste blieb während der ganzen Zeit im Besitze R. C. Lucas' und in den vielen Jahren, während welcher ich ihn besuchte, sah ich die Büste.

Diese Affidavits wurden von John Stephens, Rechtsanwalt (Solicitor) beim Obersten Gerichtshofe von England, ausgestellt, der sich mit A. D. Lucas unterhielt und dessen Geistesklarheit er bestätigt, und vor Francis Gilman, dem Kommissar für Eidesabnahmen, am 14. Mai 1910 unterzeichnet.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

„Was da flucht und treucht.“

Herr Prießle hat einen eigenen Willen und einen steifen Nacken, den er so leicht nicht beugt, auch nicht vor den Größten dieser Erde. Wenn ihn ein aus einem zoologischen Garten oder aus einer Menagerie ausgerückter Bär — von Löwen oder Tigern will ich nicht reden — auf der Straße anrempeln würde, ich glaube, er gäbe ihm einen gewaltigen Fußtritt. Aber die Kleinen und Kleinsten dieser Welt sind es, denen er sich nicht immer gewachsen zeigt. Ein Floh, der ihn bald hier, bald dort zwickt und zwackt, bringt ihn zum Rasen, und wenn ihm eine Stechmücke im Gesicht sitzt, um Blut zu saugen, haut er sich selbst in seiner Verzweiflung eine Ohrfeige, daß die Wäde kleben bleibt. Bei dieser Sachlage, für die ich einstehe, ist es begreiflich, daß unser Prießle draußen auf der Barzelle für all die kleinen Lebewesen, die als Wucherer und Blutsauger auf allen möglichen Pflanzen leben, auf deren Wachstum sich unsere Sorge und unsere Arbeit in den Feierstunden richtet und die häufig alle unsere Pläne und Hoffnungen durchkreuzen, das richtige Verständnis hat. Dabei muß ich darauf hinweisen, daß nicht nur er, sondern daß auch ich nicht alle diese Schmarotzer nach Art und Namen kenne. Prießle, der sonst nicht sehr bibelfest ist, behauptet: „Sie sind fruchtbar und vermehren sich wie der Sand am Meere“, und ich muß ihm recht geben. Die Vermehrungsfähigkeit mancher dieser Schmarotzer ist eine ungeheure. Aus einer Blattlaus werden in kurzer Zeit Tausende und Hunderttausende; dabei haben manche Schädlinge, die je Hunderte von Eiern legen, die Unverfrorenheit, jedes Ei besonders an eine Frucht zu kleben, deren Ruin dann besiegelt ist.

Als mich Prießle dieser Tage auf der Plantage besuchte, fand er mich mit den Obstbäumen beschäftigt. Er wollte wissen, was

für eine Bewandnis es mit den Wüscheln vertrockneter Blüten hat, die ich heruntergeförderte. Hunderte und Tausende eingetrockneter Wolben — so belehrte ich ihn — sind ein Opfer eines gefährlichen pilzlichen Schmarobers: der *Monilia*, die hauptsächlich Wepfel und Kirschen befallt, in jedem Jahre auftritt, der wir aber noch vollständig machlos gegenüberstehen. Alle giftigen Sprühmittel, die wir sonst gegen pilzliche Schmarober anwenden, sind diese gegenüber vollständig wirkungslos. Ihm fallen nicht nur die Blüten zum Opfer, sondern später auch eine ziemliche Anzahl Früchte, die mit ringförmigen Pilzspolstern bedeckt sind, sich vorzeitig vom Baume trennen und ungenießbar werden. Auf Seite 376 des „Praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde“ ist eine von dieser Krankheit befallene Pfirsichfrucht, welche die Pilzwucherungen deutlich zeigt, abgebildet. Inmitten dieser durch die *Monilia* getöteten Blüten und der verschont gebliebenen Kelchblättern unserer Auge zeigen, findet man auch eingetrocknete Blüten, die gar nicht zum Aufblühen gelangt sind und deren noch fest geschlossene Blütenkronen eine rötlich-braune, ich möchte sagen blutige Färbung zeigen. Hebt man nun die wie zusammengelebt erscheinenden Blütenblätter ab, so findet man im Innern eine kleine zappelige Larve: die Larve des *Wlitenstechers*, eines weitverbreiteten, aber in Liebhaberkreisen kaum bekannten Schädling. Er tritt als winziger, schwer zu erkennender Feind der Obstblüten vor der Blütezeit auf, sticht die Knospen an und legt in jede ein Ei. Auch gegen diesen Schädling gibt es kein sogenanntes Universalmittel. Wer nur wenige Bäume hat, der breite zur Blütezeit weiße Tücher unter ihnen aus und kloffe die einzelnen Äste ab; in ziemlicher Menge purzeln dann die Uebelthäter herunter und können nun mit den Tüchern zusammengerafft und am einfachsten in kochendem Wasser getötet werden.

Zu den allerschlimmsten Schädlingen gehören die *Knospenwicker*, die in vielen Arten auftreten, nicht nur an allen Obstbäumen, sondern auch an Rosen und anderen Ziergehölzen, vorzugsweise aber an Apfel-, an Birnenbäumen, Himbeeren und anderen. Schon im Sommer legt der Schmetterling in jeden Blattwinkel je ein Ei. Die Eier überwintern; sobald im Frühling die Bäume austreiben, schlüpft auch das Häupchen aus, spinnt die jungen Blätter zusammen und frißt von seinem Versteck aus den Gipfel des jungen Triebes und die Blütenknospen an. Aber auch die Blüten, die ihm entgehen, sind noch nicht gesichert, denn auch die werdenden Früchte frißt dieses kleine, gefräßige Scheusal an; sie verkümmern dann und fallen vorzeitig herunter. — Auf die jungen Früchte, namentlich auf die jungen Äpfel und Birnen, hat es auch ein kleiner, in Massen auftretender Käfer abgesehen. Es ist der *Gartenlaubkäfer*, gewissermaßen eine Miniaturausgabe des *Mailäfers*. Er wird gewöhnlich mit dem ihm ähnlichen *Junikäfer* verwechselt, der die Bäume aber seltener aufsucht, da er sich mehr für Landwirtschaft als für den Gartenbau interessiert. Ein weiterer Liebhaber der jetzt werdenden Früchte ist auch der sogenannte *Saatschnellkäfer*. Der langgestreckte, harte Würsche ist vielen als Rückenpringer bekannt; greift man ihn, so stellt er sich tot, legt man ihn dann auf den Rücken, so bleibt er einige Zeit unbeweglich liegen, um sich plötzlich zum Schreck des Unerwarteten in gewaltigem Salto mortale hoch in die Höhe zu schnellen, wonach er an anderer Stelle wieder auf die Weine fällt und schleunigst Ferseugeld gibt. Mit diesem Käfer könnte man sich noch abfinden, wenn nicht seine Larve, die einem Mehlwurm täuschend ähnlich sieht, als unersättliche Wurzelfresserin — dem Engerling gleich — mehrere Jahre ihr Untwesen im Erdbreich triebe, wo sie namentlich den Rüben verschiedenster Art sehr zusetzt.

Es geht mit den Kulturpflanzen wie mit uns Menschen: Wo sich viele zusammenfinden, treten verheerende Schädlinge und Krankheiten auf, die den Gartenfreund ständig in Atem halten.

Wenn wir uns bei der Bekämpfung tierischer Schädlinge auf die sogenannten nützlichen Vögel und auf die wenigen nützlichen Insekten, wie z. B. die Marienkäferchen (deren Larven die Blattläuse fressen), die Laufkäfer (die nur von Insekten leben), die Schlupfwespen (die ihre Eier in Raupen legen, wonach die Larven dann diese bei lebendigem Leibe ausfressen), die Spinnen und auf die paar nützlichen Wanzen verlassen wollten, von denen übrigens Brieckle auch nichts wissen will, so würden wir wirklich verfallen sein. Es ist nämlich zu bedenken, daß sich viele schädliche Insekten durch ihre nächtliche Lebensweise der Nachtstellung durch Singvögel zu entziehen wissen, daß ferner kein Singvogel, überhaupt kein Vogel, der Rudel ausgenommen, eine behaarte Raupe anrührt, und daß ich auch noch niemals einen Vogel beobachtet habe, der *Blattläusen* nachstellt. Auch die Ameisen, die man häufig an den mit Blattläusen besetzten Zweigen findet, tun den Läusen nichts; sie betrachten diese nur gewissermaßen als Milchfäße, indem sie deren honigartigen Ausscheidungen nachstellen. Selbstverständlich unterschätze ich die Mitwirkung nützlicher Singvögel nicht, und die Grasmücken, Nachtelzen und Hänflinge, die auf meinem Grundstück nisten, können hier ihre Brut ungestört großziehen und haben sich auch seit mehreren Jahren mit mir durchaus angefreundet.

Wer nur wenige Bäumechen besitzt, der tut gut, diese zur jetzigen Zeit wöchentlich zweimal genau nachzusehen und die *Knospenwickler*, *Junikäfer* sowie die jetzt mächtig heranwachsenden

Raupen des *Blausiebs*, des *Ringelspinner*, der *Kupferglucke*, des *Weidenschwärmers*, die kleinen der *Gespinnstmotten* usw. aus ihren Verstecken hervorzuholen und zu töten. Wer nicht allzu ängstlich ist und mit Giften vorsichtig umzugehen versteht, dem empfehle ich das von mir seit Jahren gehandhabte, in Amerika allgemein eingeführte Besprühen der Bäume mit *Arsenkupferkalkbrühe*. Am besten ist es, das fertige Pulver zu kaufen. Wer Arsen vermeiden will, verwende die einfache *Kupferkalkbrühe*, oder, wenn er sich die Brühe gleich für mehrmaligen Gebrauch herstellen will, die haltbare *Kupferzuckeralkalibrühe*. Auf Seite 378 ff. des „Taschenbuches für Gartenfreunde“ sind genaue Rezepte zur Selbstanfertigung der Brühe gegeben. Man spritzt in der Regel dreimal: einmal vor Beginn der Blüte, dann — und darauf kommt es besonders an — jezt nach der Blüte und nochmals Ende Juni. Frühlommer- und Herbstobst schlägt man von der zweiten bzw. von der dritten Besprühung aus. Der Bekämpfung pilzlicher Schmarober dient lediglich die *Kupferkalkbrühe*, auch *Vorbeleser Brühe* genannt. Bei ihrer richtigen Anwendung bleiben die Früchte rein, während sie sonst durch *Fußklobium* und *Schorf* vielfach unansehnlich und rissig werden. Der Zusatz von Arsen verleiht den *Knospenwicklern* und den *Junikäfern* den Fraß und verhindert den sogenannten *Apfelwidler* an der Eiablage. Der *Apfelwidler* hat die Eigentümlichkeit, im Juni und Juli an jeder Frucht ein Ei abzulegen. Aus diesem Ei schlüpft nach einigen Tagen ein winziges Häupchen, das sich nach ein bis zwei weiteren Tagen in die Frucht hinein und bis zum Kernhause hindurchfrißt, um danach die unreifen Kerne zu verspeisen. Die so angegriffene Frucht bezieht man als madig oder wurmtüchtig; sie ist unappetitlich, minderwertig und fällt auch vorzeitig ab. Man darf nicht glauben, daß die besprühten Früchte vergiftet seien, da schon lange vor der Reife die *Sprühflüssigkeit* wieder durch die Regengüsse vollständig abgewaschen ist, wie denn auch das Sprühen mit *Kupferkalkbrühe* in allen guten Obstplantagen gehandhabt und in allen Weinbaugebieten obligatorisch eingeführt ist. Natürlich kann man auch ohne Sprühen gutes Obst ernten, aber ein großer Prozentsatz des Obstes unbesprühter Bäume ist madig, pilzkrank, also minderwertig.

Brieckle hat zum Lesen keine Brille nötig; zum Sprühen der Bäume aber braucht man eine Brille, allerdings nicht um die Pilze und Läuse besser zu sehen, sondern um die Augen vor der *Sprühflüssigkeit* zu schützen. Solch eine Brille kann natürlich von *Fensterglas* sein. Zum Sprühen bedient man sich einer guten *Obstbaumspritze*, welche die *Sprühflüssigkeit* in feinsten, nebelartigen *Perstäubung* verteilt; zudem wartet man ruhiges, windstilles Wetter ab. Die Herstellung der *Sprühflüssigkeit* darf nur in einem *Holzboth* erfolgen. Die Spritze selbst muß von *Messing* sein, da das *Kupfervitriol* der *Sprühflüssigkeit* mit Eisen und Blei Verbindungen eingeht und es angreift. Ist die Arbeit getan, so werden Spritze und Gefäße gründlich gereinigt, wonach man sich dann selber tüchtig wäscht, um danach unbesorgt essen und trinken zu können. Gegen *Blattläuse* sind die genannten *Sprühflüssigkeiten* wirkungslos. Diese Tierchen bekämpft man am besten mit *Tabakbrühe*. Zu deren Herstellung verwendet man aber keine Zigarren, nicht einmal die berühmten „*Dreimännerzigarren*“, sondern *Tabakstaub*, den uns jeder Zigarrenarbeiter kostenlos besorgt, oder *Tabakblätter* allerordnärster Sorte, die eine Stunde in Wasser gekocht werden. Daß es bei dieser Kocherei nicht gerade angenehm riecht, das ist selbstverständlich. Frau Brieckle würde sich mit Händen und Füßen gegen eine solche *Tabakkocherei* in ihrer Küche wehren, deshalb kauft Brieckle fertigen *Tabakextrakt* ($\frac{1}{2}$ Kilo 1 M.). Eine einprozentige Lösung, das sind $\frac{1}{2}$ Kilo *Extrakt* auf 50 Liter Wasser, genügt zur Not schon. Neben *Blattläusen* vertilgt man mit dieser Brühe jezt auch die fest an Ästen und Stämmen sitzende *Pommachildlaus* und die *graue Schildlaus*, die weit gefährlicher als die gefürchtete *Blutlaus* ist und deren *Wintererier* bis zum Frühling an den jungen Zweigen sitzen, die dann aussehen, als seien sie mit *Schießpulver* bedeckt. Die *Blattlaus* zeigt sich in grauweißlichem, molligem *Fleum* gehüllt; wo sie immer und immer wieder verheerend auftritt, da sind die *Klimatischen Verhältnisse* für *Apfelkultur* ungeeignet, wo sich aber hier und da nur Spuren von ihr zeigen, da bepinselt man die befallenen Stellen mit warmem *Schweineschmalz*, dem etwas *Rindertalg* zugefügt wird. Unter der *Fettdecke* erstickt die Brut.

Alles das, was ich vorstehend ausführte, habe ich Brieckle auf meinem Grundstück erklärt, und alle Schädlinge, mit denen ich selber gesegnet bin, habe ich ihm dabei in Freiheit berstiert vorgeführt. Frau Brieckle stand während der ganzen Unterhaltung weit abseits, da sie ängstlichen Gemütes ist, vor einer Maus schon auf den Tisch springt und nie in ihrem Leben einen Käfer in der Hand, geschweige denn im Kopfe gehabt hat. Und Brieckle, der starke, steinradige Brieckle, bekam beim Anhören meiner Erzählung eine wirkliche Gänsehaut. Aber er hat sich schließlich doch mit der festen Absicht entfernt, von nun an einen Kampf bis aufs Messer gegen dieses elende Gesindel zu führen. Ganz besonders hat er es auf die haarigen Raupen und nicht zum wenigsten auf die *Koblräupen* abgesehen. Die werden dran glauben müssen! Hd.